

Schlussbetrachtung. »Ceux que j'ai faits«

Als »ceux que j'ai faits«, »die, die ich geboren habe«, »die, die ich bekommen habe«, oder »die, die ich gemacht habe«, bezeichnete Catherine de Médicis ihre Nachkommen in einigen Briefen. Der kommunikative Prozess, in dem Verwandtschaft und Herrschaft einer Königinmutter und ihrer Kinder *gemacht* wurden, war Gegenstand dieser Studie. Die Königinmutter und ihre Söhne und Töchter schrieben sich tausende Briefe. Sie konzeptionalisierten und verhandelten darin verwandtschaftliche Beziehungen und praktizierten und entwarfen auf diese Weise Herrschaft. Verwandtsein bildete ein Repertoire des Herrschaftsdenkens; Herrschen war immer auch gelebtes Verwandtsein. Catherine de Médicis *machte* in Briefen ihre Söhne und Töchter als Herrschaftsträgerinnen und Herrschaftsträger und schuf so gleichzeitig die verwandtschaftliche Figur der Königinmutter in Beziehung zu den Kindern. Die Frage, was eine Königinmutter war, führte so zum Problem, was Verwandtsein in der französischen Monarchie der Frühen Neuzeit sein konnte und wie auf diese Weise königliche Herrschaft und die Legitimation einer Königinmutter praktiziert und konzeptionalisiert wurden.

Die Briefe, die sich Catherine de Médicis und ihre Nachkommen schrieben, prägten und ermöglichten diese Form von Verwandtsein und Herrschen. Durch die regelmäßige Abwesenheit, die räumliche Distanz zwischen den Akteurinnen und Akteuren, die stetig in Bewegung waren, entstand eine spezifische schriftliche Kommunikation, die Anlass und Optionen bot, verwandtschaftliche Beziehungen und Herrschaftskonzeptionen festzuhalten, immer wieder neu zu verhandeln und sichtbar zu machen. Es entstanden dabei Versionen einer Königsfamilie, die die Schreibenden und ihre Berater je nach Perspektive sichtbar machen wollten. Briefe gaben preis, was einem für uns oft unsichtbaren Publikum am Hof und in der Entourage der Beteiligten gegenüber gezeigt werden sollte, und erzeugten somit ein bestimmtes, in der Praxis erstrittenes und reproduziertes Bild des Verhältnisses zwischen Verwandtschaft und Königsherrschaft. Sie zeigen die Königsfamilie als relationale Gruppe »au travail sur elle-même«, deren Beteiligte auf diese Weise zugleich Legitimität reproduzierten oder bestritten. Die Briefe zeichneten sich durch diese Sichtbar-

keit aus, die ein Publikum integrierte, das weit über Absenderin und Adressat hinausging – durch ihren Status potentieller Rechtsdokumente als Zeugen und Beweise und durch die Verpflichtungen, die durch den Status der Briefe als Gaben erzeugt wurden. Gerade die Briefe zwischen Mutter und Kindern erwiesen sich dabei als formellere, öffentlichere Schreiben als diejenigen an Gesandte oder Hofdamen. Dies offenbarte im Umkehrschluss bereits den sichtbaren und rechtlich relevanten Charakter ebendieser verwandtschaftlichen Beziehungen. Dabei schufen Verwandtsein und Schriftlichkeit im Fall von Catherine de Médicis bereits einen Herrschaftsanspruch.

Verwandtschaftliche Beziehungen konnten auf vielfältige Weisen in Briefen (re-)produziert und ausgehandelt werden. Es ging um militärische Strategien und Konflikte, um Liebe und Schmerz, um Gerüchte und Streit, um gerechte Herrschaft und den Umgang mit den Untertanen, um das Haus und die Ehre, um Briefeschreiben und Boten. Auffällig ist, wie situativ und kontextabhängig Verwandtsein in der Praxis hergestellt wurde – und wie wenig es teilweise mit heutigen Konzeptionen zu tun hatte. Während es für uns objektiv feststellbare, bio-genetische Verwandtschaft gibt, waren physiologische Vorstellungen von Verwandtschaft bei Catherine de Médicis und ihren Kindern etwas, das man in politischen Konflikten strategisch einsetzen konnte – Blut und Abstammung konnten eine Frage der Perspektive sein. Während wir heute diskutieren, wie viel ›Fremdbetreuung‹ kleine Kinder aushalten, hielt man am französischen Hof des 16. Jahrhunderts die Aufzucht durch Experten und den Schutz vor übergroßer Mutterliebe für das bestmögliche Aufwachsen von Kindern. Während wir das Versorgen von Verwandten mit politischen Posten als Vetternwirtschaft kritisieren, ging man in königlichen und fürstlichen Familien davon aus, dass Herrschen Verwandtschaftssache sei. Und während wir streiten, was angeboren und was kulturell bedingt ist, wurden in der Frühen Neuzeit sowohl Geburt als auch Erziehung als mit dem Leib und den Naturen verbundene Aspekte verstanden. Das heißt nicht, dass Verwandtschaft beliebig war, nicht auch auf verschiedenen Ebenen definiert wurde: Die untersuchten Korrespondenzen haben beispielsweise gezeigt, dass durchaus zwischen leiblichen und Heiratsverwandten unterschieden wurde und dass eine zunehmende Naturalisierung (im Verständnis des 16. Jahrhunderts als etwas, das sein sollte) beobachtet werden kann, die insbesondere Geburt, aber auch elterliche Autorität und Mutterliebe mit Natur und so mit Legitimität verband. Meine These ist jedoch, dass gerade die relative Flexibilität von Verwandtschaftskonzeptionen diese so geeignet machte, um in der politischen Praxis und in der politischen Theorie Herrschaftsverhältnisse auszudrücken und immer wieder neu zu verhandeln. Verwandtschaftsbezeichnungen waren dabei so eng mit Autorität und Hierarchien verbunden, dass sie eine ideale Sprache in Herrschaftszusammenhängen bildeten. Zugleich bildete Verwandtschaft kein einheitliches ontologi-

sches Konzept, das Herrschaftsentwürfe zu sehr festgelegt hätte. Verwandtschaft als Abstraktum existierte begrifflich in den Briefen nicht – Verwandtsein war etwas, das man *tat*. Auch Muttersein war in diesem Sinne eine variable Praxis, die jedoch mit rechtlichen, politischen und theologischen Diskursen verflochten war.

Bereits indem man sich in Briefen als Mutter, Sohn oder Schwester positionierte, nahm man zugleich eine Herrschaftsposition ein. Je höher man in der Hierarchie stand, umso mehr Personen konnte man in Briefen als Verwandte anreden – Verwandtsein war ein herrschaftliches Privileg. Im politischen Konflikt stritt man darum, was ein Bruder, eine Ehefrau, eine »gute Mutter« war. Catherine de Médicis erklärte in Briefen, dass sie sich als Mutter des Königs zum Handeln im Konflikt mit den Protestanten berechtigt sah. Ihre Legitimation hing davon ab, dass ihre Kinder sich im Brief immer wieder als Söhne und Töchter bezeichneten. Sie machte in Briefen die fortdauernde Erziehung der Kinder und ihre Anstrengungen, die ›Familie‹ zusammenzuhalten, sichtbar. Dabei wurde in Briefen eine Konzeption von Herrschaft – eine politische Theorie in der Praxis – entworfen und zugleich ins Werk gesetzt, die der Königinmutter als verwandtschaftlicher Figur Autorität und eine zentrale Position in der Königsfamilie und in der französischen Monarchie zuwies.

Was zeichnete diese Königinmutter aus? Mit Blick auf die Briefe von Catherine de Médicis und ihren Kindern wurde deutlich, dass Mutter-Kinder-Beziehungen und die damit verbundenen Positionierungen beständig aktualisiert und austariert werden mussten und dies die Herrschaftspraxis der Königinmutter prägte. Die Briefe waren immer auch ein Entgegennehmen und Antizipieren von kursierenden Angriffen auf die Person der Königinmutter. Die Sprache der Verwandtschaft – Liebe, Freundschaft usw. – war dabei nicht exklusiv für Mutter-Kinder-Beziehungen reserviert. Mit den Anreden als *fils* oder *fille* (bzw. *petit-fils* oder *petite-fille*) wurde jedoch in Briefen eine klar umgrenzte Gruppe geschaffen und sichtbar gemacht: Mutter war Catherine de Médicis gegenüber bestimmten Personen. Dies betraf nicht nur ihre leiblichen Kinder, sondern eine bilateral konzipierte Kinderschar. Königinmuttersein bot so das Potential, Autorität über eine ganze Gruppe aus Königen und Königinnen, Fürstinnen und Fürsten von Schottland bis Spanien zu beanspruchen. Wenn diese sich wiederum in Briefen als Söhne und Töchter bezeichneten, war dies immer auch eine sichtbare Anerkennung von Catherines Herrschaftsposition – geschah dies nicht, wurde die Autorität prekär.

Wichtig für ihre Legitimation in der Praxis war die Positionierung der Königinmutter als Ratgeberin und Quelle von *nourriture* für ihre Nachkommen und ihre Verortung als Verantwortliche für die verbundene Ehre und die Einheit aller leiblichen Kinder. Durch ihr demonstriertes Ratgeben und Catherines Verortung als Exemplum gerieten die Briefe zu Fürstenspiegeln in der Praxis.

Ein wichtiges Ergebnis dieser Arbeit ist die Erkenntnis, wie sehr Königinmuttersein auf die Liebe und den Leib bezogen war, die beide in Briefen immer wieder neu aufgerufen und konturiert wurden. Die Mutterliebe, die auch in Regentschaftsdiskursen der Zeit, nicht nur in der französischen Monarchie, fundamental war, um mütterliche Ansprüche auf Autorität zu begründen, wurde in den Korrespondenzen von Catherine beständig reproduziert und erzeugte in der Praxis die verwandtschaftlichen Bindungen und die Autorität der Königinmutter. Liebe war ein Leitmotiv, und sie erwies sich als ansteckend, indem sie eine Übertragung als leiblich konzeptionalisierter Verwandtschaftsbeziehungen auf Schwiegerkinder ermöglichte, die für Catherine dann »wie ein eigenes Kind« wurden. Die Mutterliebe verwies so immer auf den Leib der Königinmutter und sie musste auch durch ihren Körpereinsatz mit Leib und Seele gezeigt werden. Catherine de Médicis verstand sich als leibliche Schöpferin ihrer Kinder, die sie im Bauch getragen, *gemacht* hatte, und die physisch mit ihr verbunden waren. Durch die fortdauernde *nourriture* wurden die Verbindungen zwischen Mutter und Kindern inkorporiert und dies wiederum in Briefen demonstriert. Und wenn eines der leiblich verbundenen Kinder sich distanzierte oder Konflikte entstanden, dann schmerzten diese Brüche, als ob der Königinmutter ein Körperteil amputiert würde, so kommunizierten die Briefe. Über ihren gebärenden und leidenden Leib und ihren Zugriff auf die *nourriture* verortete sich die Königinmutter so als zentrales Element des Herrschaftskörpers, der sich leiblich somatisierte. Zugleich wurde deutlich, dass anhand des Körpers Schwiegerkinder und leibliche Kinder grundsätzlich unterschieden wurden, auch wenn gerade Erstere bei Bedarf einverleibt werden konnten und erst den Anlass boten, explizit über physiologische Konzeptionen von Verwandtschaft zu schreiben.

Während also für die königlichen Töchter und Söhne die Geburt Herrschaftsansprüche begründete, war es für die Königinmutter das Gebären und das fortdauernde Formen der Kinder, die Arbeit am Leib-Körper und die physische Verbindung mit den leiblichen Kindern. Abstammung schuf hier eine rückwirkende Legitimation, die auf dem Schaffen von Nachkommen bzw. herrschaftlichen Erben, nicht auf der Herkunft von Vorfahren beruhte. In diesem Sinne konnte die verwandtschaftliche Figur der Königinmutter, die in den Korrespondenzen von Catherine de Médicis Gestalt annahm, so nur in einer patrilinearen Monarchie existieren, in der sie nicht selbst sukzessionsfähig war. Eine solche Herrschaftsposition war untrennbar mit der streng patrilinearen Sukzessionsordnung verbunden, die diese Figur der Königinmutter erst produzierte. Der in der Forschung vielfach konstatierte Wandel verwandtschaftlicher Beziehungen und Konzeptionen hin zur vertikalen, patrilinearen Repräsentation konnte so aus einer mütterlichen Perspektive auch zur Ressource werden.

In der Praxis waren die verwandtschaftlichen Beziehungen zwar immer bilateral, aber Catherine de Médicis selbst verortete sich nicht an einer Schnittstelle von ›Dynastien‹ oder am Übergang von einem Herrscher zum nächsten, sondern im Zentrum der Königsfamilie und der Königsherrschaft selbst. Ihre Standorte wechselten in Briefen jedoch je nach Kontext und Beziehung: Teilweise positionierte sie sich auch als Vermittlerin von Kontinuität außerhalb der Patrilinie, meist jedoch als integraler Bestandteil der Königsfamilie und Schöpferin von Königen. So konnte sich die Königinmutter angesichts des verstorbenen Vaters auch in eine Linie von französischen Königen stellen und geradezu selbst zum König und Vater werden. Dadurch, dass sie ihren Söhnen keine Konkurrenz in der Sukzession sein konnte und sich selbst zentral mit ihrem gebärenden und leidensfähigen Leib – dem natürlichen Körper in der zeitgenössischen politischen Theorie – verband, unterschied sich die Königinmutter jedoch grundlegend von einem königlichen Vater, wie er in der französischen Monarchie verstanden wurde. Ihre Herrschaftsposition war dabei nicht nur auf Regentschaft bezogen, sondern in erster Linie auf ihr Muttersein. Nur so konnte die Königinmutter ihre fortdauernde Präsenz in der Königsherrschaft legitimieren. Sie war durch ihre leibliche Verbindung mit den Kindern nicht in einer Favoriten- oder Ministerposition; stattdessen wurde insbesondere die zentrale Beziehung zum ältesten Sohn, dem König, geradezu symbiotisch konzipiert, so dass die Königinmutter einer Ehefrau glich und selbst zur Königin werden konnte.

Dabei war die Position der Königinmutter in der Praxis immer wieder prekär, denn sie bedurfte der ständigen Reproduktion und Anerkennung durch ihre Söhne und Töchter. Wenn auch mütterliche Autorität schon allein durch das vierte Gebot Gehorsam beanspruchte, musste diese Autorität immer wieder vereindeutigt werden und die Müttern auch schon im 16. Jahrhundert zugeschriebene Uneigennützigkeit immer wieder demonstriert werden. Dies bedeutete Beziehungsarbeit, ohne die eine so langfristige Autoritätsposition nicht möglich gewesen wäre. Die Grenzen der Legitimität wurden in der Praxis immer wieder neu verhandelt. Die Kinder mussten sich im Gegenzug beständig als Söhne und Töchter positionieren. Kindheit hörte aus dieser Perspektive nie auf; man blieb Kind, solange die Mutter (oder der Vater) am Leben waren.

Das Aushandeln der Mutter-Kinder-Beziehungen in Briefen erzeugte und reproduzierte so ein Bild königlicher Herrschaft, das auf eine zentrale Position der Königinmutter verwies. Catherine de Médicis und ihre Kinder (und die Sekretäre und Berater) entwarfen in Briefen eine Königinmutter, die durch ihren Bauch, ihre Schmerzen und die von ihr gegebene *nourriture* leiblich mit ihren Kindern verbunden war. Die Königsfamilie bildete einen leiblichen Herrschaftskörper, der auf den König als Kopf und die Königinmutter als schöpferisches und integratives Glied – den Bauch – bezogen war und an dem Söhne

wie Töchter Anteil hatten. Niemand konnte dabei handeln, ohne die anderen zu tangieren, so vermittelten die Briefe. Für diesen lebenden Organismus positionierte sich Catherine de Médicis als unentbehrlich, jedoch auch als mit dem Tod bedroht, wenn ein Glied – insbesondere der älteste Sohn – verloren ging. Anders als der politische Körper, der zahlreiche Institutionen und Untertanen integrierte, war der leibliche, somatisierte Herrschaftskörper dieser spezifischen Gruppe aus Mutter und Kindern vorbehalten, einer Version der Königsfamilie. Über ihre leibliche Verbindung mit dem König wurde die Königinmutter dabei auch zur Mutter des Königreichs.

Die leibliche Verbundenheit der Mutter mit den Kindern in den Mittelpunkt zu stellen, hatte für eine Königinmutter zwei wesentliche Vorteile gegenüber einer auf Regentschaft oder einem Favoritenstatus basierenden Legitimation: Es stellte die Frage der Weiblichkeit der Königin in den Hintergrund, die insbesondere Verfechter der Lex Salica als Problem ansahen, und es konzipierte die Herrschaftsposition der Königinmutter als dauerhafte Notwendigkeit. Denn wie die Blicke auf den mütterlichen Leib und auf die Transmission von Herrschaftswissen gezeigt haben, erschöpfte sich die relationale Figur der Königinmutter nicht in ihrer Weiblichkeit. Als Mutter standen Catherine de Médicis stattdessen Handlungsspielräume offen, die nicht auf ihr Geschlecht zurückgeführt werden können. Frühneuzeitliche verwandtschaftliche, relationale Herrschaftskonzeptionen ermöglichten grundsätzlich auch weibliche Autoritätspositionen. Zudem wurde die Königinmutter durch ihre in Briefen demonstrierte Erziehung der Kinder und ihre Anstrengungen für den Zusammenhalt und die Bewahrung der Königsherrschaft als unentbehrlich positioniert, ihre fortdauernde Präsenz geradezu physisch notwendig. Die dauerhafte Herrschaftsposition beruhte somit auf einer Konzeption verwandtschaftlicher Verbundenheit.

Die so herausgearbeiteten Herrschaftskonzeptionen waren in Handlungsprozessen verortet, in Momenten der Infragestellung königlicher Autorität, in familialen Konflikten und während Kriegen. Die unterschiedlichen Positionen der Akteurinnen und Akteure führten teilweise zu kontroversen Vorstellungen; Verwandtsein und Herrschen waren immer wieder streitbar. Zeitgenössische rechtsgelehrte Theorien zur unteilbaren Souveränität und zur patrilinearen Sukzession stehen neben solchen Konzeptionierungen *in actu* und verdecken diese teilweise. Reproduktion und Transmission von Herrschaft waren in der Praxis nicht einfach eine Vater-Sohn-Folge. Eine in Briefen verhandelte politische Theorie zeichnete sich im Vergleich zu Traktaten von Rechtsgelehrten durch ihre stärkere Anpassungsfähigkeit aus, durch ihre Kontext- und Zeitgebundenheit und ihr Potential, direkt ins Werk gesetzt zu werden. Um es mit Bourdieu zuzuspitzen: Es ist der Unterschied zwischen jemandem, der im Spiel ist, und jemandem, der das Spiel beobachtet. Die Übergänge waren jedoch fließend: Teilweise wurde auf Schriften von Rechtsgelehrten explizit oder implizit

rekurriert. Die politische Theorie und Theologie boten Referenzen; physiologische Konzeptionen von Verwandtsein verbanden sich mit dem Körper-Denken der politischen Theorie, das den Akteurinnen und Akteuren im 16. Jahrhundert vertraut war. Herrschaft bzw. Staat in Familienmodellen und verwandtschaftliche Beziehungen zu denken, war im 16. Jahrhundert auch in der politischen Theorie der Rechtsgelehrten zentral. Während allerdings François Hotman Mütter vor allem als machthungrig und übergriffig beschrieb und es Jean Bodin generell vermied, über Mütter zu schreiben, wurde in den Briefen der Königinmutter eine zentrale Autoritätsposition zugeordnet und alle leiblichen Geschwister des Königs wurden Glieder der Herrschaft. Während Rechtsgelehrte seit dem 15. Jahrhundert auf aristotelische Reproduktionsvorstellungen rekurrierten, verortete sich die Königinmutter als schöpferische *genetrix*, ohne auf den Vater der Kinder Bezug zu nehmen. Während in der politischen Theorie Versuche unternommen wurden, zwischen politischem und natürlichem Körper zu differenzieren, entwarfen die Briefe einen leiblichen Herrschaftskörper. Der Staat wurde in dieser Perspektive durch die leibliche Verbundenheit von Mutter und Kindern nicht nur Königs-, sondern Familienbesitz.

Das Briefeschreiben zwischen Catherine de Médicis und ihren Kindern demonstrierte die Integration der Königinmutter in die Königsfamilie, die als Bestandteil der frühneuzeitlichen Verfassung betrachtet wurde. Und Herrschen war in Idee und Tat ein gemeinsames Werk von König und Königinmutter. Der Blick auf eine politische Theorie in der Praxis widerspricht insofern der geläufigen Forschungsannahme, dass Königinnen und Mütter im 16. Jahrhundert aus der politischen Theorie und aus der Monarchie selbst verdrängt worden seien. Stattdessen geben die Briefe, ohne den Begriff selbst jemals aufzugreifen, zu verstehen, dass nicht nur eine Königin, sondern auch die Königinmutter als Teil der königlichen Souveränität verstanden werden konnte. Auch andere Dokumente, wie die Reden von Michel de L'Hospital oder von Henri III vor dem Parlament bzw. den Generalständen, lassen sich in dieser Hinsicht neu lesen. Herrschaft wurde so zugleich pluraler und beziehungsabhängiger verstanden, als es die mit dem Absolutismus verbundenen Annahmen der Konzentration in der Person des Königs nahelegen. Es lohnt sich, auch politische Theorien von Rechtsgelehrten noch systematischer aus einer verwandtschaftlichen Perspektive zu untersuchen, um diese Pluralität und Relationalität des politischen Denkens aufzuzeigen.

Mit ihrer Sichtbarkeit und ihrer rechtlichen Relevanz führt dabei das Medium Brief selbst die Vorstellung, es handele sich um die informelle Seite von Herrschaft, ad absurdum. Eine Neubewertung der Briefe war notwendig, um Herrschaftspraxis abseits solcher Dichotomien zu verorten: Verwandtsein wurde im Fall von Catherine de Médicis und ihren Beratern als Grundlage und Ausdruck von herrschaftlicher Legitimität verstanden, nicht als private Sphäre,

die man bei Bedarf politisch instrumentalisieren konnte. Es wurde deutlich, dass in der Praxis Fragen von informeller Macht gegenüber formeller, institutionalisierter Herrschaft überhaupt keine Rolle spielten. Legitimität musste immer wieder neu hergestellt und ausgehandelt werden und die Position der Königinmutter war somit immer wieder prekär, wurde jedoch zugleich immer wieder neu sichtbar als integrales Element der Monarchie verortet. Politik erscheint aus dieser Perspektive als Praxis des Konzeptionalisierens und Verhandelns verwandtschaftlicher Beziehungen.

Auch die als spezifisch französisch betrachtete Mischung familialer und staatlicher Sphären erhält so neue Konturen: Erstens haben wir gesehen, wie gerade ihre verwandtschaftliche Position der Königinmutter Autorität vermittelte – und in diesem Sinne weibliche Herrschaft erst ermöglichte. Königliche Herrschaft (von Frauen und Männern) lässt sich nicht getrennt von verwandtschaftlichen Konstellationen, Praktiken und Konzepten betrachten. Und zweitens relativiert eine verwandtschaftliche Perspektive den Status eines Sonderfalls von Catherine de Médicis bzw. der französischen Monarchie. Catherine de Médicis konnte an Louise de Savoie anknüpfen, die bereits erklärt hatte, allein aufgrund ihres Mutterseins eine Herrschaftsposition beanspruchen zu können. Und sie bildete ein Vorbild für Marie de Médicis, deren Berater ebenfalls auf ihren mütterlichen Bauch verwiesen. Keine der vier Königinmütter war der Ansicht, dass ihre Autorität auf Regentschaft begrenzt sei. Und Regentschaften, mächtige Mütter und Diskurse über Mutterliebe gab es in zahlreichen europäischen Monarchien und Fürstentümern. Auch diese können in einen Zusammenhang mit patrilinearen Sukzessionsordnungen und verwandtschaftlichen Vorstellungen von Herrschaft gestellt werden.

Erst die Fragen, was Verwandtschaft für die handelnden Personen war und wie sie in Briefen hergestellt und reproduziert wurde – und damit eine konsequente Historisierung von Verwandtsein und Muttersein als soziale Praxis –, lassen das beschriebene Bild vom Herrschen sichtbar werden. Sie zeigen, dass Vorannahmen zu Mutterschaft und zu einer Dynastie mit vorgegebenen Rollen die gelebten und erstrittenen Verwandtschaftskonzeptionen tendenziell verdecken. In einer Zeit, die in der Forschung als Beginn des Absolutismus und der »modernité politique« (Cosandey) betrachtet wird, sehen wir so die Königinmutter als zentrales Element der Monarchie und die Vorstellung und Praxis einer Königsherrschaft als Verwandtschaftsangelegenheit. Staatsräson wurde bei Catherine de Médicis und ihren Kindern weniger als entpersonalisiertes Herrschaftsprinzip denn als Denken und Handeln in verwandtschaftlichen, leiblichen Beziehungen verstanden. Die Verfassung selbst – Was tut ein König? Wer darf Entscheidungen treffen? Wer hat Anteil am Königlichsein? – erscheint in Teilen als Objekt eines Aushandlungsprozesses zwischen Verwandten und über Verwandtschaftskonzeptionen, die nichts mit einer eindeutigen

Biologie zu tun hatten. Dafür ist es unabdingbar, sich von heutigen Annahmen zu Verwandtschaft und Mutterschaft zu lösen, um historische Alterität, Wandelbarkeit und Möglichkeiten sichtbar zu machen. Mit dem Blick auf die verwandtschaftliche Praxis werden dabei Kontroversen und variable Konzepte einer Monarchie sichtbar, in der eine Königinmutter sich selbst als Glied der Königsherrschaft positionierte.